
Theodor W. Adorno
>Minima Moralia<
neu gelesen

Herausgegeben von
Andreas Bernard und
Ulrich Raulff

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2284

Wie kaum ein anderes Buch haben die *Minima Moralia* von Theodor W. Adorno, 1944 bis 1947 im kalifornischen Exil verfaßt, die intellektuelle Landschaft der jungen Bundesrepublik geprägt. 50 Jahre nach dem ersten Erscheinen haben sich 24 Autoren jeweils eines der 153 Stücke ausgewählt und mit einem individuellen Kommentar versehen. So verschieden diese Texte auch ausfallen, beweisen sie doch zweierlei: die ungebrochene Aktualität von Adornos schon damals unzeitgemäßem Ansatz, Philosophie zu betreiben als »Lehre vom richtigen Leben«, und: es gibt kein richtiges Lesen, aber falsche Lektüren.

Andreas Bernard ist Literaturwissenschaftler und fester Mitarbeiter der *Süddeutschen Zeitung*, Ulrich Raulff ist leitender Redakteur der *Süddeutschen Zeitung* und lehrt Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Theodor W. Adorno
›Minima Moralia‹ neu gelesen

*Herausgegeben von
Andreas Bernard und
Ulrich Raulff*

Suhrkamp

edition suhrkamp 2284

Erste Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia, Lahnau

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12284-6

4 5 6 7 8 9 - 15 14 13 12 11 10

Inhalt

Einleitung	
Fünzig Jahre <i>Minima Moralia</i>	7
Tisch und Bett (<i>Joachim Kaiser</i>)	11
Umtausch nicht gestattet (<i>Andreas Bernard</i>)	15
Paysage (<i>Hanns Zischler</i>)	20
Rückkehr zur Kultur (<i>Wolf Lepenies</i>)	23
Aufforderung zum Tanz (<i>Ulrich Raulff</i>)	28
Hinter den Spiegel (<i>Durs Grünbein</i>)	33
Hinter den Spiegel (<i>David Wagner</i>)	41
Woher der Storch die Kinder bringt (<i>Joseph Vogl</i>)	43
Ausgrabung (<i>Elisabeth Lenk</i>)	47
Unmaß für Unmaß (<i>Tim B. Müller</i>)	52
Zweite Lese (<i>Gerhard Neumann</i>)	57
Kalte Herberge (<i>Robert Gernhardt</i>)	66
Musterung (<i>Friedrich Balke</i>)	70
Taubstummenanstalt (<i>Frank Böckelmann</i>)	76
Bilderbuch ohne Bilder (<i>Tom Holert</i>)	80
Intention und Abbild (<i>Fritz Göttler</i>)	85
Sur l'eau (<i>Hans Ulrich Gumbrecht</i>)	89
Immer langsam voran (<i>Michael Krüger</i>)	93
Constanze (<i>Clemens Pornschlegel</i>)	97

Monogramme (<i>Slavoj Žižek</i>)	101
I. Q. (<i>Harald Staun</i>)	105
Lämmergeier (<i>Cornelia Vismann</i>)	109
Dem folgt deutscher Gesang (<i>Bernhard Böschenstein</i>) .	113
Der Paragraph (<i>Jan Philipp Reemtsma</i>)	118
Nachwort	
Die <i>Minima Moralia</i> nach fünfzig Jahren	
Ein philosophisches Volksbuch im Spiegel seiner	
frühen Kritik	123

Einleitung

Fünzig Jahre *Minima Moralia*

Zu älteren, vielgelesenen Büchern zurückkehren heißt: mit zwei verschiedenen Texten konfrontiert werden. Über die gedruckten Buchstaben hat sich ein Geflecht aus handschriftlichen Unterstreichungen und Kommentaren gelegt, das im Lauf der Jahre häufig noch unverständlicher geworden ist als jene Sätze, die es einmal erhellen sollte. Theodor W. Adornos Aphorismen-Sammlung *Minima Moralia*, deren Erstveröffentlichung sich im Frühjahr 2001 zum 50. Mal jährte, ist ein solches Buch. Vermutlich hat es in den letzten Jahrzehnten kein anderes gegeben, dessen Lektüre einen ähnlich sichtbaren Niederschlag auf den Seiten hinterlassen hätte. In den Bibliotheken ganzer Studentengenerationen finden sich mehrfarbig bearbeitete Exemplare dieser konzentrierten, bis zum äußersten verdichteten Textsammlung (getreu dem Verdacht, daß man in Bücher um so mehr hineinschreibt, je weniger man versteht; daß das Unterstreichen einer Stelle dem Verständnis nachhelfen soll, anstatt es zu beglaubigen).

Doch vielleicht läßt sich gerade von der Anstreichungswut seiner Besitzer aus etwas über den besonderen Stellenwert dieses Buches sagen. Denn die verschiedenen Schichten der Anmerkungen weisen auf die wechselvolle Haltung, die die meisten Leser zu ihm eingenommen haben. Leicht verblaßt schon die ehrfurchtvollen Unterstreichungen der ersten Lektüre, zärtlich gezogene Linien, die nichts als reine Verdoppelung im Sinn hatten. Jüngeren Datums dagegen einige schroffe Striche und Anmerkungen, deren respektlose Ausrichtung schon an der Kraft erkennbar ist, mit der der Stift aufs Papier drückte. Am Palimpsest der eigenen *Minima Moralia*-Ausgabe zeichnen sich die Umschlagpunkte der intellektuellen Biographie

ab, und genau das ist auch der Grund, warum es sich lohnt, das Buch ein halbes Jahrhundert nach seiner Entstehung im kalifornischen Exil noch einmal in den Blick zu rücken. Denn es scheint, als hätte man auf Adornos Versuch, die Entfremdung des Individuums noch in den feinsten Verästelungen des Alltagslebens nachzubuchstabieren und den Rückfall in die Barbarei von der Erfindung des Türknaufs, des Geschenkartikels, des Room service her zu denken, lange Zeit nicht anders reagieren können als in Kategorien frenetischer Zustimmung oder bedingungsloser Ablehnung. Die *Minima Moralia* wurden immer im Affekt gelesen.

Jetzt, da die druckfrischen Seiten jener Jubiläumsausgabe, die vor einem Jahr im Suhrkamp Verlag erschien, alle Spuren früherer Lektüre getilgt haben, könnte der Zeitpunkt für eine erneute Beschäftigung gekommen sein. Von welchem Ort aus läßt sich diese »schmerzhaft in sich verwickelte intellektuelle Lyrik«, wie Thomas Mann die Texte einmal nannte, heute noch lesen? 24 Autoren – Schriftsteller, Philosophen, Literatur- und Sozialwissenschaftler –, die jeweils einen Eintrag aus den *Minima Moralia* auswählen und kommentieren, versuchen, diese Frage zu beantworten. Die Rezeption Adornos ist in Deutschland ja seit langer Zeit von einer eingespielten Dichotomie geprägt, die deutsche und französische Theorie, »Frankfurter Schule« und »Poststrukturalismus« als unvereinbare Gegensätze begreift. Beim Wiederlesen der *Minima Moralia*-Einträge jedoch ergibt sich ein interessanter Effekt: Plötzlich fallen vor allem die zahlreichen Berührungspunkte zwischen den vermeintlichen Lagern ins Auge. Nicht umsonst hat Foucault in einem späten Interview einmal behauptet, daß er drei Viertel seiner Texte nicht hätte schreiben müssen, wenn er rechtzeitig Adorno entdeckt hätte. Und tatsächlich finden sich in der *Minima Moralia* etwa Passagen über die Wahrheitspolitik des Dritten Reichs oder die Techniken der »Kulturindustrie«, die sich genau für jenen Zusammenhang von Erkenntnis und Macht interessieren, die Fou-

cault die »Ordnung des Diskurses« nannte. Eine ähnlich überraschende Nähe ist in manchen Passagen auch zu Roland Barthes zu entdecken, vor allem zu jenen Überlegungen über die kulturelle Erzeugung des Natürlichen, die in die *Mythologies* Eingang fanden.

Adornos rastlose Inventur des Verfalls – und darin besteht vielleicht ihre ungebrochene Faszination – oszilliert zwischen Diagnosen von erstaunlicher Aktualität (Eintrag 59 etwa nimmt die Gender-Debatte vorweg) und bloßem kulturkonservativen Ressentiment. So kann es innerhalb weniger Zeilen geschehen, daß die Ideologie des Essentialismus kunstvoll zerlegt wird, nur um im darauffolgenden Satz die »Fassaden« der Kulturindustrie zu beklagen. Rätselhaft auch der eigentliche blinde Fleck der *Minima Moralia*, der mit dem utopischen Fluchtpunkt des Buches zu tun hat. Denn die sehnsuchtsvoll heraufbeschworenen Augenblicke unverstellter Erfahrung, die allein noch frei wären vom Diktum des Tauschprinzips, sind ausgerechnet in jenes großbürgerliche Milieu vor dem Ersten Weltkrieg eingelassen, das seine Lebensbedingungen natürlich wie kein anderes streng ökonomischen Maßregeln verdankte. An ihren unkonzentrierteren, nicht von der Brillanz der Diagnose gedeckten Stellen wirken die Texte daher sofort wie der snobistische Reflex eines Kulturbürgers, der es nicht verkraften kann, daß sich die Menschen mittlerweile für Comics statt für die *Comédie humaine* interessieren.

Dennoch gibt es kaum einen Leser der *Minima Moralia*, der sich der Sogkraft dieser Bruchstücke nicht einmal vollständig überlassen hätte. Wie stark dieses Buch, das sich vielleicht als letztes die »Lehre vom richtigen Leben« zur Aufgabe machte, zur Imitation herausgefordert hat, erkannte man lange Zeit an der stilistischen Mimikry seiner Kommentatoren. Nur mit äußerster Anstrengung schien es möglich, dem unverwechselbaren Sound der Sätze nicht sich auszuliefern. Zweifellos verdankt sich dieser Effekt nicht zuletzt der

Homogenität des Menschenbildes in den *Minima Moralia*, die in merkwürdigem Gegensatz zu ihrer fragmentarischen Gestalt steht. So systematisch trauert Adorno, daß man sich auch heute noch sofort vorstellen kann, wie die Einträge zur Tonbandmusik in U-Bahnhöfen, zum Thesaurus-Programm im Computer oder zu jenen Schildern in modernen Cafés ausgefallen wären, die darauf hinweisen, daß die Zeitungen vor dem Lesen zu bezahlen seien. Unterliegt bis heute jeder, der sich längere Zeit in die *Minima Moralia* vertieft, der Gefahr, zum Adorno-Bauchredner zu werden? Oder liest man das Buch nur noch als Dokument einer vergangenen Epoche? Die Beiträge in diesem Band, zum Großteil aus einer Artikelserie der *Süddeutschen Zeitung* im August 2001 hervorgegangen, werden dies zu überprüfen haben.

Andreas Bernard

Tisch und Bett. – Sobald Menschen, auch gutartige, freundliche und gebildete, sich scheiden lassen, pflegt eine Staubwolke aufzusteigen, die alles überzieht und verfärbt, womit sie in Berührung kommt. Es ist, als hätte die Sphäre der Intimität, das unwachsamer Vertrauen des gemeinsamen Lebens sich in einen bösen Giftstoff verwandelt, wenn die Beziehungen zerbrochen sind, in denen sie beruhte. Das Intime zwischen Menschen ist Nachsicht, Duldung, Zuflucht für Eigenheiten. Wird es hervorgezerrt, so kommt von selber das Moment der Schwäche daran zum Vorschein, und bei der Scheidung ist eine solche Wendung nach außen unvermeidlich. Sie bemächtigt sich des Inventars der Vertrautheit. Dinge, die einmal Zeichen liebender Sorge, Bilder von Versöhnung gewesen sind, machen sich plötzlich als Werte selbständig und zeigen ihre böse, kalte und verderbliche Seite. Professoren brechen nach der Trennung in die Wohnung ihrer Frau ein, um Gegenstände aus dem Schreibtisch zu entwenden, und wohl-dotierte Damen denunzieren ihre Männer wegen Steuerhinterziehung. Gewährt die Ehe eine der letzten Möglichkeiten, humane Zellen im inhumanen Allgemeinen zu bilden, so rächt das Allgemeine sich in ihrem Zerfall, indem es des scheinbar Ausgenommenen sich bemächtigt, den entfremdeten Ordnungen von Recht und Eigentum es unterstellt und die verhöhnt, die davor sich sicher wähnten. Gerade das Behütete wird zum grausamen Requisite des Preisgegebenseins. Je »großzügiger« die Vermählten ursprünglich zueinander sich verhielten, je weniger sie an Besitz und Verpflichtung dachten, desto abscheulicher wird die Entwürdigung. Denn es ist eben der Bereich des rechtlich undefinierten, in dem Streit, Diffamierung, der endlose Konflikt der Interessen gedeihen. All das Dunkle, auf dessen Grund die Institution der Ehe sich erhebt, die barbarische Verfügung des Mannes über Eigentum und Arbeit der Frau, die nicht minder barbarische Sexualunterdrückung, die den Mann tendenziell

dazu nötigt, für die sein Leben lang die Verantwortung zu übernehmen, mit der zu schlafen ihm einmal Lust bereitete – all das kriecht aus den Kellern und Fundamenten ins Freie, wenn das Haus demoliert wird. Die einmal das gute Allgemeine in der beschränkenden Zugehörigkeit zueinander erfahren, werden nun von der Gesellschaft gezwungen, sich für Schurken zu halten und zu lernen, daß sie dem Allgemeinen der unbeschränkten Gemeinheit draußen gleichen. Das Allgemeine erweist sich bei der Scheidung als das Schandmal des Besonderen, weil das Besondere, die Ehe, das wahre Allgemeine in dieser Gesellschaft nicht zu verwirklichen vermag.

Beim großen Schriftsteller, beim produktiven Philosophen kommt es nicht nur darauf an, daß er folgerichtig zu reflektieren vermag, daß er aggressiv zu argumentieren versteht. Wichtiger ist etwas Elementareres: Er muß instande sein, unmittelbare Einsichten zu gewinnen. Etwas zu »sehen«. Diese Gabe besaß Theodor W. Adorno. Er verstand es, mit gleichsam saugendem Blick hinzuschauen, bis er eine »Gestalt« fixiert hatte. Bei der Reflexion »Tisch und Bett« aus den *Minima Moralia* geht es zunächst um durchaus Drastisches. Nämlich um den unwürdigen Schmutzwirbel, der zu entstehen pflegt, wenn (Prominenten-)Ehen auseinandergehen. Also um jene Scheidungsaffären, bei denen alle – außer den berichtenden Skandalblättern – verlieren.

Man kann Adornos Darstellung nicht lesen, ohne zu lächeln. Das Charakteristische ist immer (auch) erheiternd. Ohnehin wirkt nahezu jede Ehe – sei sie Strindberg-Hölle, sei sie Philemon-und-Baucis-Idylle – auf Außenstehende irgendwie drollig. Genußvoll schildert Adorno, wie im Scheidungsfalle Professoren bei der Gattin einbrechen, die ihrerseits dem Finanzamt ihres Ehemanns Geheimkonten verrät.

Banalpsychologie pflegt dergleichen individuell zu erklären. Liebe schlägt um in Haß; übergroße amouröse Raserei in Zerstörungssorgien. Eine derart »private« Erklärung genügt Adorno keineswegs. Brillant legt er das Universale dar: Was die Institution »Ehe« beiden Partnern abverlange. Er weist hin auf den gesellschaftlichen Zwang, auf den Druck, dem die Verheirateten ausgesetzt seien, ohne sich dessen vielleicht ganz bewußt zu werden. Bei einer Scheidung mache die Heftigkeit der Explosion deutlich, was die Partner vorher (liebend) trugen oder ertrugen.

Adornos Einsicht hat viel zu tun mit dem, was Sigmund Freud als »Unbehagen in der Kultur« beschreibt. Doch wie glänzend und treffsicher sich Adornos erste beiden Denk-

Schritte auch ausnehmen, zum Schluß entgeht auch dieser Dialektiker nicht völlig der Gefahr eines verallgemeinernden Dogmatismus. Für Adorno, den unbarmherzigen Samariter, darf eben in der schlimmen Totalität nichts glückliches Partikulares existieren. So wie Adorno donnerte, es gäbe kein richtiges Leben im falschen, so leugnet »Tisch und Bett«, daß hin und wieder auch erträgliche, anständige, menschenwürdige Scheidungen vorkamen und vorkommen.

Solchem Systemzwang überläßt sich Adorno als Prophet des »Negativen« (nachdem er sowohl die bürgerliche wie die kommunistische Realität in ihrer Nicht-Bejahungswürdigkeit durchschaut hatte) manchmal geradezu wollüstig. In seinem Beethoven-Buch stellt er tatsächlich die Frage, ob je ein Kunstwerk gelungen sei. Da meint Adorno allen Ernstes: »Die Kunstwerke obersten Ranges unterscheiden sich von anderen nicht durchs Gelingen – was ist schon gelungen? – sondern durch die Weise ihres Mißlingens.«

Aber ich kannte ihn lange genug, um zu wissen, mit wie glühenden Wangen und Ohren er – diese übermenschliche Intelligenz war menschlich – die Mirakel der traditionellen Kunst trotz allem liebte.

Zweifellos hing, was seine deutschen Kritiker oft als Forciertheit oder Überspiztheit beklagten, mit jenen extremen Erfahrungen zusammen, die Adorno als germanischer Denker in der amerikanischen Emigration gemacht hatte. Sein dialektisch-deutsches Philosophieren dürfte auf medienbewußtere amerikanische Intellektuelle recht esoterisch, schroff, unkommunikativ gewirkt haben. Er selbst hinwiederum erschrak über die Auswüchse der dortigen Kulturindustrie heftig. Um so rührender, wie glücklich er in den ersten Nachkriegsjahren über die Auferstehung der Kultur in Deutschland schrieb und wie er seine damaligen Studenten fast kritiklos liebte, weil sie sich so inständig in große philosophische Texte versenkten.

Joachim Kaiser

Umtausch nicht gestattet. – Die Menschen verlernen das Schenken. Der Verletzung des Tauschprinzips haftet etwas Widersinniges und Unglaubwürdiges an; da und dort mustern selbst Kinder mißtrauisch den Geber, als wäre das Geschenk nur ein Trick, um ihnen Bürsten oder Seife zu verkaufen. Dafür übt man charity, verwaltete Wohltätigkeit, die sichtbare Wundstellen der Gesellschaft planmäßig zuklebt. In ihrem organisierten Betrieb hat die menschliche Regung schon keinen Raum mehr, ja die Spende ist mit Demütigung durch Einteilen, gerechtes Abwägen, kurz durch die Behandlung des Beschenkten als Objekt notwendig verbunden. Noch das private Schenken ist auf eine soziale Funktion heruntergekommen, die man mit widerwilliger Vernunft, unter sorgfältiger Innehaltung des ausgesetzten Budgets, skeptischer Abschätzung des anderen und mit möglichst geringer Anstrengung ausführt. Wirkliches Schenken hatte sein Glück in der Imagination des Glücks des Beschenkten. Es heißt wählen, Zeit aufwenden, aus seinem Weg gehen, den anderen als Subjekt denken: das Gegenteil von Vergeßlichkeit. Eben dazu ist kaum einer mehr fähig. Günstigenfalls schenken sie, was sie sich selber wünschten, nur ein paar Nuancen schlechter. Der Verfall des Schenkens spiegelt sich in der peinlichen Erfindung der Geschenkartikel, die bereits darauf angelegt sind, daß man nicht weiß, was man schenken soll, weil man es eigentlich gar nicht will. Diese Waren sind beziehungslos wie ihre Käufer. Sie waren Ladenhüter schon am ersten Tag. Ähnlich der Vorbehalt des Umtauschs, der dem Beschenkten bedeutet: hier hast du deinen Kram, fang damit an, was du willst, wenn dir's nicht paßt, ist es mir einerlei, nimm dir etwas anderes dafür. Dabei stellt gegenüber der Verlegenheit der üblichen Geschenke ihre reine Fungibilität auch noch das Menschlichere dar, weil sie dem Beschenkten wenigstens erlaubt, sich selber etwas zu schenken,

worin freilich zugleich der absolute Widerspruch zum Schenken gelegen ist.

Gegenüber der größeren Fülle von Gütern, die selbst dem Armen erreichbar sind, könnte der Verfall des Schenkens gleichgültig, die Betrachtung darüber sentimental scheinen. Selbst wenn es jedoch im Überfluß überflüssig wäre – und das ist Lüge, privat so gut wie gesellschaftlich, denn es gibt keinen heute, für den Phantasie nicht genau das finden könnte, was ihn durch und durch beglückt –, so blieben des Schenkens jene bedürftig, die nicht mehr schenken. Ihnen verkümmern jene unersetzlichen Fähigkeiten, die nicht in der Isolierzelle der reinen Innerlichkeit, sondern nur in Fühlung mit der Wärme der Dinge gedeihen können. Kälte ergreift alles, was sie tun, das freundliche Wort, das ungesprochen, die Rücksicht, die ungeübt bleibt. Solche Kälte schlägt endlich zurück auf jene, von denen sie ausgeht. Alle nicht entstellte Beziehung, ja vielleicht das Versöhnende am organischen Leben selber, ist ein Schenken. Wer dazu durch die Logik der Konsequenz unfähig wird, macht sich zum Ding und erfriert.

Das Erfolgsgeheimnis der Ideologiekritik Adornos liegt in ihrer Ideologie. Dem Akt des Verstehens muß einer des Glaubens vorausgehen, die Bereitschaft, mit dem Autor jenes imaginäre Refugium des »richtigen Lebens« zu teilen, das den Apparaturen der Verwaltung entgegengesetzt wird. Gerade beim Wiederlesen der *Minima Moralia* erweist sich, daß sich die Texte, so schwierig sie sein mögen, weniger durch analytische Tüftelei öffnen als durch ein eigentümliches Einrasten der Zustimmung. Plötzlich, mit einem bestimmten Stichwort oder einem vertrauten Stilmittel, kehrt die Empfindung des »So ist es« in die taub gewordene Lektüre zurück – als müsse Verständnis bei Adorno immer sofort Einverständnis sein. Die zersplitterte Form der Texte widerspricht ihrem Wahrheitskonzept; wer den *Minima Moralia* an einer einzelnen Stelle folgt, folgt ihnen ganz. Vermutlich hat genau diese symmetrische Struktur – daß jede Einsicht gleich weit vom unsichtbaren Zentrum der Utopie entfernt liegt – den ungeheuren Ruhm des Buches ausgemacht, seine jahrzehntelange Funktion als Ratgeberliteratur auf höchstem Niveau. Genau diese seduktive Geste wird aber auch von jeder Rezeption ignoriert, die Adornos Arbeit – undialektisch – eine rein aufklärerische nennt.

Es gibt in den *Minima Moralia* kaum einen anderen Eintrag, in dem sich jenes imaginäre Refugium auf vergleichbar deutliche Weise abzeichnet, wie in dem Textstück »Umtausch nicht gestattet«. Das hängt natürlich mit seinem Gegenstand zusammen, der als Antithese zur zentralen Kritik des Buches erscheint, der »Verunstaltung der Dinge durchs Tauschprinzip«. Im »wirklichen Schenken« sei die ökonomische Bedingtheit der sozialen Beziehungen für einen Moment aufgehoben gewesen, denn es »hatte sein Glück in der Imagination des Glücks des Beschenkten«. Nicht zufällig formuliert Adorno diese Beschwörung als einzigen Satz des Textes im

Imperfekt (wie man die trauernde Geste des Buches ohnehin daran ermessen kann, daß es, im analytischen Präsens verfaßt, konsequent in die Vergangenheitsform wechselt, wenn es doch einmal von der Möglichkeit des Glücks erzählt). Als zeitgemäße Formen des Schenkens hingegen rücken Phänomene wie der Geschenkartikel oder die Wohltätigkeitsveranstaltung in den Blick, die genau von jenem Kalkül geprägt sind, das der Ethik der Gabe widerspricht.

Wenn der Anspruch der *Minima Moralia* darin bestand, noch einmal in den »eigentlichen Bereich« der Philosophie zurückzukehren, zur »Lehre vom richtigen Leben«, wurde er von diesem Eintrag eingelöst. Denn es gab nicht viele Texte, die einen ähnlich unmittelbaren Effekt auf das alltägliche Leben der Leser gehabt hätten, einen Effekt, der sich vielleicht schon ein paar Tage nach der ersten Lektüre, bei der Suche nach einem Geburtstagsgeschenk für ein Familienmitglied oder einen Freund, niederschlagen konnte. Ob den Geschenkartikel-Herstellern durch die insgesamt 120 000 Käufer der *Minima Moralia* nennenswerte Einbußen zugefügt wurden, läßt sich nicht nachweisen; unbestritten ist allerdings jener nachhaltige Affekt gegen die standardisierte und beliebig adressierbare Gestalt jener Industrieprodukte, den das Buch auszulösen vermochte.

Darin besteht die einzigartige Leistung der *Minima Moralia*: daß die Bewegung ihrer Reflexion auch Jahrzehnte nach dem Erscheinen noch mühelos überspringt, etwa auf Gegenstände wie vorgefertigte Lesezeichen in Buchhandlungen oder Jeans mit industriell produzierten Rissen. Adorno hatte in seinen Lesern eine Art Ethik der Spur implementiert: Ein bestimmter Gegenstand durfte erst durch eine ihm eingeschriebene Verbindungslinie zwischen zwei Menschen zum Geschenk werden; ein Kleidungsstück durfte seine Abnutzungszeichen erst langsam, durch den täglichen Gebrauch, entwickeln. Jeder künstlich beschleunigte Prozeß des Vergilbens bedeutete dagegen eine Entwürdigung der Dinge, einen

Verlust ihrer »Wärme«, wie es in Eintrag 21 heißt. Man darf diese weitreichenden Eingriffe der *Minima Moralia* in das ethische Bewußtsein ihrer Leser nicht vergessen, und vielleicht ist es tatsächlich eines der ganz wenigen philosophischen Bücher im 20. Jahrhundert, das noch die Funktion eines Verhaltenskodex eingenommen hat.

Andreas Bernard